



## *Placebo*

Die Frau hatte viele Schmerzen, aber sie war reich. Ihre Stadt war reich. Alle Häuser hatten hohe Dächer und Gärten, doch die Frau konnte sich an nichts davon erfreuen, weil es ihr so schlecht ging.

Schließlich ging die Frau zum Arzt. Der Arzt sagte: »Strecken Sie einmal Ihre Zunge heraus«, und dann sagte er: »Strecken Sie einmal Ihre Ferse vor«, und dann sagte er: »Strecken Sie einmal Ihren Kopf in die Höhe.« Doch selbst nach alledem konnte der Arzt nichts finden, also sagte er: »Ihnen fehlt nichts, Frau. Gehen Sie nach Hause und genießen Sie Ihren Garten.«

Und das tat sie. Doch die Schmerzen verließen sie keinen Augenblick.

Die Frau suchte den Arzt erneut auf. Er untersuchte ihre Ferse und ihre Zunge und ihren Kopf und diesmal auch ihre Leber und alle möglichen anderen Organe, aber alles war gesund, und so sagte er: »Gehen Sie nach Hause.«

Zu Hause legte sich die Frau in ihr Bett. Die Hausangestellten schlichen auf Zehenspitzen ins Zimmer und wieder heraus, brachten Tablett mit Kräutertee und Zwieback. Ihr Mann kam und legte ihr kalte Umschläge auf die Stirn. So

vergingen Monate, und schließlich ertrug es ihr Mann nicht länger und brachte sie zum dritten Mal zum Arzt.

Der Arzt wusste nicht, was er tun sollte, und ging in eine Kammer hinter seinem Sprechzimmer. Dort mischte er Zucker mit Wasser und formte daraus Pillen, die er dann der Frau brachte. Die Pillen sahen hübsch aus. Wie kleine Schneeflocken oder kostbare Kristalle glitzerten sie auf der Handfläche des Arztes.

»Diese Pillen«, sagte der Arzt, »hat mir Doktor Franz Horwiggien, der weltberühmte deutsche Arzt, geschickt. Sie sind sehr, sehr teuer, aber sie sind dafür bekannt, dass sie jede Krankheit heilen.«

»Was bin ich Ihnen schuldig?«, fragte der Mann.

Der Arzt dachte nach. Hier war ein Dilemma. Die Pillen waren bloß Zucker von seinem Frühstückstisch und Leitungswasser. Zwei Cent. Höchstens drei. Doch die Menschen wollen Gewinn machen. Er dachte an zwei Millionen. Er dachte an drei. Er sah die leidende Patientin an. Er sah ihren Mann an. Der Arzt seufzte. Er sagte: »Die Pillen kosten erst etwas, wenn sie gewirkt haben. Wenn sie wirken, werde ich Ihnen eine Rechnung schicken.«

Die leidende Frau und ihr Mann dankten dem Arzt und kehrten nach Hause zurück. Dort legten sie die Pillen auf einen Teller, und dann nahm die Frau sie ein. Wie der Arzt es angeordnet hatte, legte sie zwei auf ihre Zunge und schluckte sie.

Und was geschah? Innerhalb von ein, zwei, drei Sekunden, ja, von drei Sekunden ging es ihr erstaunlich gut. Ihre Ferse, diese lästige Ferse, fühlte sich gut und beweglich an, ihre Zunge war schmerzfrei, ihr Kopf war klar wie eine Glaskaraffe.

»Diese Pillen«, flüsterte die Frau ihrem Mann zu, »diese Pillen sind Wunderpillen.« In dieser Nacht freute sie sich zum ersten Mal am Läuten der Kirchenglocken, den dunklen Raben und Eulen, die in den Bäumen wohnten.

Sie schlief tief und fest auf einem weiß bestickten Kissen, und ihre Träume handelten von Kristallen, Schnee, süßen Dingen, die vom Himmel herabschwebten.

Der Arzt hingegen fand keinen Schlaf. »Zwei Millionen, drei Millionen«, überlegte er angestrengt. »Haben die Pillen gewirkt?«, fragte er sich. »Franz Horwiggen«, dachte er, obgleich es einen solchen Mann gar nicht gab. Der Arzt hatte alles, was man sich wünschen konnte, doch sehr oft ist alles nicht genug, und das ist die eigentliche Krankheit im Herzen eines jeden Menschen.

Am nächsten Morgen rief er die kranke Frau an. »Oh nein«, sagte sie, »ich bin nicht mehr krank. Ihre Pillen haben mich geheilt. Es sind Wunderpillen. Ich muss sie jeden Tag nehmen. Sie müssen mich ständig damit versorgen. Übrigens, was schulden wir Ihnen?«

»Drei Millionen«, sagte der Arzt mit leiser Stimme. »Ich meine«, sagte er, »zwei Millionen.«

Der Mann der Frau ging zum Arzt und zahlte ihm die zwei Millionen bar in die Hand. Die Frau warf sich unterdessen in ihren Sonntagsstaat, lief in der Stadt umher und erzählte jedem von der neuen Wunderkur.

Sie erzählte es Goody Harrisburg, die ebenfalls reich war und in einem Herrenhaus wohnte. Sie erzählte es der vornehmen Frau Feinstein und dem bedeutenden Anwalt Silverstein, der eine ganze Insel besaß. Und all diese Leute sowie viele andere, mit denen sie sprach, humpelten oder schlepten sich oder galoppierten auf Pferden oder fuhren in blitzblanken Limousinen zur Praxis des Arztes, denn als sie von der Wunderkur erfuhren, merkten sie, dass sie auch an dieser Krankheit litten.

Der Arzt verlangte zwei Millionen pro Pille. Es dauerte keine zehn Minuten, und er war reicher als alle seine reichen Patienten. Er nahm so viel Geld ein, dass die Scheine sämtliche Zimmer in seinem bescheidenen Haus verstopften. Er konnte sie nicht mehr benutzen und schlief stattdessen zusammengekrümmt in einer Ecke des Flurs.

Der Arzt begann sich krank zu fühlen. Sein Kopf tat ihm vom harten Boden weh, seine Beine krampften sich zusammen. Sein geliebter Hund rannte davon. Die Pflanzen starben, weil sie vor lauter Geldscheinen, die sich vor den Fenstern stapelten, kein Sonnenlicht mehr sahen.

Tagsüber kauerte der Arzt in seiner dunklen Küche und drehte seine Pillen. Er musste stundenlang arbeiten, um die Nachfrage zu befriedigen. Sie waren nicht schwer herzustellen,

aber sie brauchten Zeit, weil er jede Tablette mit der Hand formte, so dass manche wie Kristalle, andere wie zuckrige Schmuckstücke, opake Perlen, weiße Orchideen aussahen. Es waren schöne Pillen, doch jede war eine Lüge, und das lastete schwer auf dem Herzen des Arztes.

Der Arzt wollte mit der Pillendreherei aufhören, aber er konnte nicht. Etwas trieb ihn immer weiter. »Die Leute brauchen meine Pillen«, dachte er, aber das war es nicht.

Die Jahre gingen so dahin, die Stadt gedieh, aber nicht so der Arzt. Er wurde immer dünner. Nachts wachte er auf und musste sein Geld zählen. Seine Augen glänzten wie die eines Rennpferds, und ihm wuchs ein großer, wilder Bart. Die Stadtbewohner machten sich Sorgen. »Wenn unser Doktor stirbt«, sagten sie zueinander, »wer gibt uns dann die schönen, süßen, Wunder wirkenden Pillen? Wir können sie nicht selber machen.«

So rafften die Stadtbewohner all ihr Geld zusammen und schickten einen Brief an den berühmtesten Arzt der ganzen Welt, Dr. Spockle aus Carolina, und baten ihn, zu kommen und den leidenden Stadtarzt zu untersuchen.

Dr. Spockle sagte zu. Er kam per Flugzeug. Es landete direkt auf der verwilderten Wiese vor dem Haus des Stadtarztes und stieg mit seinem glänzenden Stethoskop an der Brust die Gangway hinunter. Der Stadtarzt war einfach überwältigt. Dr. Spockle war zweifellos ein Genie. Dr. Spockle hatte sechs akademische Titel von Harvard, fünf von Yale und vier von Princeton. Er hatte Behandlungen für Leber- und

Herzleiden, für Gallenblasen und Blinddärme erfunden. Die ganze Stadt war auf den Beinen, um der Begegnung dieser Männer beizuwohnen. Die reiche Frau, die diese Geschichte ins Rollen gebracht hatte, stellte Dr. Spockle den verehrten Stadtarzt mit folgenden Worten vor: »Wir hatten alle Schmerzen, bis seine wunderbaren Pillen uns gerettet haben, und jetzt siecht er dahin, und wir fürchten alle um unser Leben.«

Dr. Spockle ging mit dem Stadtarzt ins Haus, wo sie unter sich waren, und untersuchte seine Ferse, seine Zunge, seinen Kopf und fand nichts. Doch er war ein weiser Arzt, und statt zu sagen: »Sie haben nichts«, sagte er: »Sie haben wahrscheinlich noch nichts von der Tin-Tin-Krankheit gehört, denn ich habe sie gerade erst entdeckt«, und flüsternd fuhr er fort: »Mir wurde mitgeteilt, dass ich für meine Entdeckungen den Nobelpreis erhalten soll.«

»Oh«, sagte der Stadtarzt, und seine eingesunkenen Augen weiteten sich vor Bewunderung.

»Sie haben die Tin-Tin-Krankheit«, sagte Dr. Spockle, »aber zum Glück gibt es eine Behandlung dafür. Es gibt keine Heilung, wohlgemerkt, aber eine Behandlung, um die Krämpfe und das allgemeine Unwohlsein und die Verwirrungszustände zu reduzieren, die von überaktiven Zellrezeptoren im Gehirn ausgelöst werden.«

»Gewiss«, sagte der Stadtarzt. Er war nur Stadtarzt und hatte noch nie von überaktiven Zellrezeptoren im Gehirn gehört, und er war sehr beeindruckt. Abgesehen davon hatten

seine geschäftlichen Aktivitäten sein Gehirn ohnehin etwas verwirrt.

Der berühmte Dr. Spockle holte daraufhin aus seiner schwarzen Tasche eine Flasche mit Melasse hervor. »Nehmen Sie täglich einen Teelöffel davon, bis Sie die Rezeptur aufgebraucht haben. Danach werden Sie sie nicht mehr brauchen. Sie werden nicht hundertprozentig gesund sein, aber wieder gut schlafen, sich mit Freunden treffen und Ihre verkrampten Beine ausstrecken können.«

»Was schulde ich Ihnen für das Medikament?«, wollte der Stadtarzt wissen.

Dr. Spockle durchschaute die Lage. Er wusste um die mit Geld vollgestopften Zimmer, das unglaublich einträgliches Geschäft, und obwohl er reich genug war, um sich ein Flugzeug und sechs rosa Segelboote leisten zu können, wollte auch er mehr, denn das ist die Krankheit im Herzen eines jeden Menschen. Also sagte er: »Sie schulden mir sieben Billionen neunhundertvierunddreißig Dollar und neunundneunzig Cent«, was seltsamerweise genau der Betrag war, den der Arzt in den Räumen seines Hauses aufbewahrte.

Dieser schluckte nun die braune, dickflüssige Medizin. Er stand neben einem Baum in seinem Garten, als die Traktoren und Gabelstapler kamen, um das Geld abzutransportieren. Als sich seine Zimmer leerten, wurden unter den grünen Geldhaufen die Decken seines geliebten Bettes wieder sichtbar, ebenso seine Kommode mit den schön gedrechselten Griffen, die Fenster, die jeden Morgen das Sonnenlicht hereinließen,

den gefleckten Himmel, den Regen und die Wolken, und als er all dies sah, begann sein Herz zu hüpfen. Die Krämpfe in seinen Beinen verschwanden. »Dr. Spockle macht eine hervorragende Medizin«, dachte er und ging ins Haus zurück. Er begann sich wieder wohlfühlen, sein Hund kehrte zu ihm zurück, und er rasierte seinen großen, wilden Bart.

Nacht für Nacht ist der Mond nun voll und gesund. Der Mond ist dick und rosig, und die Gräser flüstern im Wind. Der Arzt macht seine Medizin – Zucker und Wasser, eine jede Pille schöner gedreht als die andere. Auf diese Weise hält er die Stadt bei Gesundheit. Er gibt ihnen seine Gaben, und dabei erkennt er im Lauf der Jahre, dass er nicht so sehr ein Mann der Wissenschaft, als vielmehr ein Künstler ist.

Was das Geld anbetrifft, so entscheidet er sich, das zu nehmen, was notwendig ist, so dass er genug zum Essen und Trinken und für ein paar Extras hat. Doch wie die Jahre vergehen, geschieht etwas Merkwürdiges. Er merkt, dass er immer weniger Extras braucht, weil er immer mehr in seiner Arbeit aufgeht. Er ist nun Bildhauer, und manche seiner Pillen werden so schön, dass er sie nicht weggeben kann. Er stellt sie auf den Kaminsims, bezaubernde Lilien aus Zucker, ein silbernes Seepferdchen, ein zwitscherndes Vögelchen, den Schnabel weit geöffnet, das Hälschen hochgereckt, so elegant und kraftvoll zugleich, dass alle, die es sehen, den Atem anhalten und glücklich sind.